

PREDIGER 3,1-15. Uitikon, den 11.10.09. (Peter Stokholm)

Wir haben oft mit anderen Menschen viel mehr gemein, als wir selber glauben. Für den Prediger gilt es, dass es unter den Menschen nichts Besseres gibt, als fröhlich zu sein und es gut zu haben im Leben. Das ist ja gar nicht so unterschiedlich von der Aufforderung der Freidenker auf ihren neuen Plakaten: Sei ohne Sorge, und genieße das Leben. Und wenn wir andererseits mit Muslimen reden, legen sie auch grosses Gewicht darauf, dass sie selber und ihre Glaubensbrüder und -Schwester rechte, ordentliche Leute sind, die ein Leben führen, das gar nicht so unterschiedlich ist vom Leben der Christen. Aber gleichzeitig wissen wir jedoch auch: Es gibt trotzdem Unterschiede, Unterschiede zwischen uns und den Freidenkern, zwischen uns und den Muslimen, ja auch zwischen uns Reformierten und den Katholiken. Gerade das letzte Verhältnis, das Verhältnis zwischen den verschiedenen christlichen Konfessionen, hat uns ja zeigen können, wie wir in aller Unterschiedlichkeit einander annähern konnten. Es wird sich deshalb lohnen, diese Annäherung genauer zu betrachten, um davon zu lernen, wie wir ebenfalls besser mit weiteren Gruppen umgehen, also z. B. mit den Muslimen, mit den Atheisten oder innerhalb der christlichen Kirche auch noch mit den Orthodoxen. Die Annäherung unter den Kirchen ist ja ein sehr freudiges Zeichen unserer Zeit. Aber auch diese Annäherung geht nicht ohne Widerstand vor sich. Sowohl innerhalb der katholischen als auch innerhalb der reformierten Kirche gibt es Kreise, die sich gegen all zu viel Zusammenarbeit wehren. Es liegt vielleicht auch ein berechtigtes Anliegen in einem solchen Widerstand. Es ist wichtig für die Kirchen, das Erbe, das sie von den vorhergehenden Generationen erhalten haben, treu zu verwalten. Die Überlieferung soll auch in unserer Zeit Anwendung finden. Aber wir sollen das Christentum unter unseren Verhältnissen verwirklichen. Deshalb müssen wir uns weiter entwickeln. Das gilt auch für die Zusammenarbeit der Kirchen. Ökumene ist für uns in den letzten Jahrzehnten etwas Alltägliches geworden. Ökumene heisst, dass wir einander tolerieren und mit einander reden. Ökumene heisst, dass wir miteinander diskutieren, aber auch dass wir uns gemeinsam für die

Erreichung bestimmter Ziele einsetzen, dass wir also auch in vielen Beziehungen zusammenarbeiten.

Aber hier meldet sich der Widerstand. Für uns Reformierte stellt sich die Frage vom Verhältnis zur reformierten Erbe, für die katholische Kirche schlechthin die Frage der Katholizität. Erhebt nicht die katholische Kirche den Anspruch, dass nur innerhalb dieser Kirche das Heil zu finden ist? Und erhebt nicht die evangelisch-reformierte Kirche rein durch ihren Namen ebenfalls den Anspruch, dass gerade sie nach dem Evangelium reformiert, also erneuert wurde- was demzufolge nicht für andere Kirchen gelte? Aber nur wenn die Reformierten nicht die Aussage über sich selbst, also: „nach dem Evangelium in Wahrheit erneuert worden zu sein“ als eine Errungenschaft, sondern als ihr Ziel betrachten, nur dann ist eine ökumenische Zusammenarbeit möglich. Ähnlich verhält es sich mit der katholischen Kirche. Nur wenn diese ihre Katholizität so versteht, dass die Botschaft, die ihr anvertraut wurde, Allgemeinheit besitzt, sich also an jeden Menschen auf der Erde richtet, und indem sie die Katholizität nicht als ihr Eigentum, sondern als ihre Aufgabe betrachtet, nur dann ist eine wahre Zusammenarbeit mit anderen Kirchen möglich. An beide Kirchen stellt die ökumenische Bewegung Ansprüche. Es ist verständlich, dass wir auf beiden Seiten gelegentlich Angst bekommen, dass wir das uns Anvertraute preisgeben. Aber die Angst kann auch ein Ausdruck des fehlenden Vertrauens an die Kraft der christlichen Botschaft sein. Sollte Gott nicht sein Wort den Menschen der heutigen Zeit auf eine immer neue Weise zukommen lassen? Ist unsere Angst nicht oft darin verursacht, dass wir selbst die Macht über das Wort Gottes greifen wollen, damit wir bestimmen, wie das Wort gehört werden soll? Die Aussagen des Predigers im Alten Testament können uns in diesem Zusammenhang helfen, unsere Angst fallen zu lassen. Der Prediger betont, dass alles eine bestimmte Zeit hat. Das heisst, dass wir uns falsch verhielten, wenn wir und heute genau so benehmen würden wie die Menschen vor 400 Jahren. Es ist richtig, dass wir innerhalb der reformierten Kirche unsere Reformatoren bewundern und daran festhalten, dass sie eine wichtige Aufgabe gelöst

haben. Aber die kämpferische Einstellung, die damals notwendig war, wäre heute fehl am Platz. Es ist eben so verständlich, dass die katholische Kirche auf bedeutungsvolle Persönlichkeiten zurück schaut, die zu ihrer Zeit das Christentum auf eine besonders eindrückliche Weise verwirklicht und der christlichen Kirche entscheidende Impulse gegeben haben. Wir können heute noch vieles von Menschen wie Augustin, Franziskus oder Ignatius von Loyola lernen. Aber wir dürfen sie nicht nachahmen. Wir sollten ihre Handlungen vor Augen und ihre Worte im Gedächtnis behalten, dann können wir heute und an dem Ort, wo wir uns befinden, unseren Weg suchen. Denn diesen Weg können nur wir gehen. Deshalb sollen wir uns nicht nur mit unseren Vorbildern, sondern eben so sehr mit unserer eigenen Zeit beschäftigen.

Zwei Missverständnisse müssen vermieden werden, die beim Anhören der Worte des Predigers entstehen könnten. Er will nicht sagen, dass alles gleichgültig ist. Ganz im Gegenteil. Es geht darum, das Richtige für die Zeit, in der wir leben, zu finden. Für uns Menschen ist es nicht gleich schön, geboren zu werden und zu sterben, aber Beides gehört mit zu unserer Existenz. Es ist schöner zu lachen als zu weinen, aber wenn wir in einer Situation, die zum Weinen auffordert, lachen, ist dies auch nicht sehr gut. Aus diesem Grund müssen wir uns mit der manchmal sehr komplizierten Welt, in der wir uns befinden, beschäftigen, um herauszufinden, was wir dort zu tun haben. Andererseits ist dieses Tun nicht eine automatische Reaktion, die von den äusseren Verhältnissen eindeutig hervorgeht. Unser Tun hängt mit unserer Person zusammen. Wir sind Menschen, nicht Maschinen. Wir sind dem Lauf der Zeit nicht willenlos überlassen, sondern wir sind für den Lauf der Zeit auch verantwortlich. Es gilt, die Zeichen der Zeit zu deuten, doch diese Deutung ist unsere eigene Entscheidung. Wir müssen entscheiden, ob wir nach mehr Zusammenarbeitsmöglichkeiten Ausschau halten wollen, oder ob wir finden, dass die Zeit wieder gekommen ist, in der es gilt, das Erreichte zu bewahren, und uns vor fremden Einflüssen abzuschirmen. Die Verantwortung dafür, wie wir uns entscheiden, tragen wir selbst. In dieser Sache können wir

uns weder hinter losgerissenen Bibelworten, noch hinter einer kirchlichen Tradition verstecken. Die kirchliche Tradition ist schon wichtig und sehr lehrreich, aber sie reicht nur bis gestern. Wie wir den heutigen Tag gestalten, müssen wir herausfinden.

Wir leben in der Zeit. Die Zeit ändert sich, und die richtige Tat im richtigen Moment lässt sich aus keinem Schema herauslesen. Die Zeit ist aber unterschiedlich von der Ewigkeit. Deshalb befinden wir uns in einer Spannung. Wir müssen unsere Handlungen in der Zeit ausführen, aber wir sind vom Wunsch beherrscht, dass unsere Handlungen auch unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit stand halten. Das heisst, dass wir nicht bloss bezwecken, gut davonzukommen, sondern dass wir mit unseren Taten im Einklang mit dem Willen Gottes sein möchten, der nicht unseren zeitlichen Begrenzungen unterworfen ist. Das Werk Gottes können wir aber nicht fassen. Ob wir im einzelnen Fall richtig oder falsch entschieden haben, können wir nicht beweisen. Unsere Aufgabe bleibt es trotzdem, ständig Entscheidungen zu treffen, nicht bloss wie ökumenisch wir im kirchlichen Leben auftreten wollen, sondern auch wie wir im Alltag mit anderen Menschen umgehen. Das heisst auch, wie wir uns zu Andersgläubigen verhalten, ob wir ihnen die gleiche Religion –und Meinungsfreiheit zustehen wollen, wie wir die für uns selbst beanspruchen. In unseren Gottesdiensten werden wir angespornt, auch unseren Alltag unter dem Gesichtswinkel zu leben, dass wir Gott fürchten, weil er derjenige ist, der die Grenzen für uns aufstellt. Die Grenzen haben zwei verschiedene Zwecke: nämlich uns zu erzählen, dass wir nicht nach dem Unmöglichen streben sollen, und uns zu lehren, das Mögliche zu tun. Als Christen müssen wir die christliche Freiheit verwirklichen, von der der Apostel Paulus in den Worten des Römerbriefes, die wir vorhin hörten, redet. Christus ist unser gemeinsamer Herr, aber seinen Willen muss jeder einzelne von uns auf seine Weise und in seinem eigenen Leben verwirklichen. Amen.